

# Zwischenstation : die Fachtagung "Urbanität und Identität zeitgenössischer europäischer Städte", ETH Zürich, 11. November 2003

Autor(en): **Eisinger, Angelus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **91 (2004)**

Heft 3: **Schulen et cetera = Ecoles = Schools**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-67734>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Zwischenstation

Die Fachtagung «Urbanität und Identität zeitgenössischer europäischer Städte», ETH Zürich, 11. November 2003

Gilt es städtische Architekturen zu bewerten oder die Eigenschaften von Stadträumen zu erfassen, fallen heute rasch die Begriffe Urbanität und Identität. Darin manifestiert sich ein Zuwachs an poetischer Deutung der Stadt, die in den letzten drei Jahrzehnten sukzessive die prosaisch-nüchternen Stadtlektüren der Moderne verdrängt hat. Darüber hinaus steckt im Votum für Urbanität die Einsicht in das historisch belegte Potential dichter und kompakter Stadträume, städtische Identität zu stiften, welches der funktionalistische Furor noch entschieden negiert hat. Wir sollten aber nicht vergessen, dass Urbanität und Identität vor allem assoziationsreiche Metaphern für Vorzüge der europäischen Stadt des 19. Jahrhunderts sind. Inwiefern sie Indikatoren für aktuelles Stadtleben sein können, bedarf ebenso noch einer intensiven disziplinenübergreifenden Klärung wie die Frage, welche Schlüsse daraus für Architektur und Städtebau abzuleiten sind.

Die Fachtagung zu «Urbanität und Identität zeitgenössischer Städte», zu welcher Professor Vittorio Magnago Lampugnani gemeinsam mit der Wüstenrot-Stiftung an die ETH Zürich eingeladen hat, war ein erster Schritt dorthin und gleichzeitig Startschuss für ein längerfristig angelegtes Forschungsprojekt zur Identität der Stadt. Der Einladungstext fragte nach der «zeitgenössischen urbanen Identität, ihrer aktuellen Träger-schaft und ihren realen Möglichkeiten». Schon Edgar Salin hat in seinem berühmten Votum zur Urbanität vor mehr als 40 Jahren darauf aufmerksam gemacht, wie selten sich historisch betrachtet Konstellationen einstellen, in welchen städtische Gesellschaften ihre zivilgesellschaftlichen, kulturellen und ökonomischen Potentiale gleichzeitig zu realisieren vermögen. Die Frage, wie denn eine solche Stadt in der Gegenwart aus-



Dornbirn, 2003

zusehen habe, erörterte der Soziologe nicht – dieses Feld wollte er Berufeneren überlassen. Wie wir wissen, bleibt die Antwort bis heute aus und lässt sich in der Zwischenzeit auch nicht mehr in einer allgemeinen Form erwarten. Ausserdem präsentiert sich das Umfeld städtebaulichen Handelns im Zeitalter von Städtekonkurrenz, global agierenden Investoren und Revisionen öffentlicher Kompetenzen komplett neu.

Architektur und Städtebau müssen mit diesen Veränderungen erst noch ihren Umgang finden. Lampugnani sprach dabei einleitend vom «irreversiblen Prozess der Globalisierung», in welchem sich die Aufgabe für Architektur und Städtebau erneuere, «konkrete, wieder erkennbare Orte» zu schaffen und gegen nivellierende Tendenzen lokale und regionale Eigenheiten zu bewahren und zu stärken. Die Referenten sollten im Verlauf der Tagung auf diese Überlegungen ganz unterschiedlich eingehen. Den Anfang machte Wolfgang Kaschuba, Ordinarius für Ethnologie an der Humboldt-Universität Berlin, mit einem facettenreichen kultur- und gesellschaftsgeschichtlichen Panorama der europäischen Grossstadt. Nach wie vor zwar bildet die bürgerliche Stadt mit ihren Plätzen, Museen und Parkanlagen, ihren Alleen und öffentlichen Gebäuden das räumliche Gerüst heutiger Stadtwirklichkeiten in Europa; die bürgerliche Gesellschaft aber, die diesen Räumen einst Gestalt verliehen hat, gibt es längst nicht mehr. Vielmehr hat nach Kaschuba die enorme Beschleunigung wirtschaftlicher und technischer, demographischer und kultureller Prozesse der Funktionstauglichkeit der Vergesellschaftungsmaschine «Grossstadt» schwer zugesetzt. Damit verfehlt das in Vokabeln wie «Urbanität» und «Identität» kristallisierte Selbstverständnis städtischer Lebensform

die aktuelle Lage zunehmend. Ihrer ursprünglichen Bedeutung weitgehend entleert gehören die beiden Begriffe zum festen Bestand des Wortarsenals, welches das Stadtmarketing fürs Branding ganzer Städte und die Festivalisierung der Stadträume mobilisiert. Antworten für die drängenden Herausforderungen der Städte durch die internationale Standortkonkurrenz, durch die Integrationsprobleme zunehmend polykultureller und sozioökonomisch disparitärer Stadtbevölkerungen oder durch die ökologischen Be- und infrastrukturellen Überlastungen werden über diese Ästhetisierungen des städtischen Lebens freilich keine geliefert.

Die Veränderungen in den osteuropäischen Städten seit 1914 verlangen nach noch beträchtlich drastischeren Diagnosen, wie der in Frankfurt an der Oder wirkende Historiker Karl Schlögel im Anschluss an Kaschuba eindrücklich darlegte. In einer dramatischen Abfolge immenser Kriegszerstörungen und totalitärer Experimente zur Schaffung des neuen klassenlosen Menschen kam es nämlich im Laufe des 20. Jahrhunderts zu einem eigentlichen «Urbizid». Gemeinsam mit der millionenfachen Zuwanderung einer einfachen Landbevölkerung in die Städte wurde so das gesamte Spektrum der Grundlagen städtischen Seins beinahe vernichtet. Mit Blick auf die heute in vielen Städten Osteuropas zu beobachtende städtische Renaissance sprach deshalb Schlögel von einem eigentlichen Wunder. Bauboom und hastige Erneuerung ganzer Stadtzentren dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass nach den schweren Erschütterungen des 20. Jahrhunderts die städtischen Zivilgesellschaften und mit ihnen das Engagement für Vielfalt, Toleranz und Demokratie in den meisten Fällen noch auf ausgesprochen schwachen Füßen steht.

Die beiden unterschiedlichen, aber verwandten Geschichten der Grossstadt in West- und Osteuropa erzählen beide von einer brodelnden Versuchsstation, in welcher die städtische Existenz und der Stadtkörper bis in die Gegenwart permanent neue Konturen erhalten. Angesichts der kontinuierlichen baulichen Veränderungen der Städte ist es erstaunlich, dass wir von Zürich, Berlin oder Paris sprechen, obwohl über die Jahrhunderte kein Stein auf dem anderen bleibt. Von dieser Beobachtung ausgehend wandte sich der nächste Referent, der Bamberger Soziologe Gerhard Schulze, dem baulichen Transformationsprozess über die Zeit zu. Dazu unterschied er drei gleichzeitig wirkende «Prozessmuster». Sein Begriff der «Steigerung» umfasst vor allem die wachsende räumliche Funktionsdifferenzierung und die sie begleitende Zunahme der Mobilität, die seit 1945 in vehementer Beschleunigung den Stadtraum neu definieren. In der «Annäherung» umschrieb Schulze die Tendenzen an eine in Europa stark historisch geprägte Vision von Stadt, die z. B. die Gebäudehüllen der alten Kernstädte den sonst vorherrschenden Nützlichkeitsüberlegungen entzieht. Mit «Experiment» benannte der Referent schliesslich die von Jean Nouvel's Kunst- und Kongresshaus in Luzern bis zu Frank Gehry's Guggenheimmuseum in Bilbao zu beobachtende Tendenz, über Architektur unverwechselbare Ikonen zu schaffen. Schulze's Triade machte vor allem ein Grundproblem sozialwissenschaftlichen Umgangs mit der gebauten Stadt deutlich: Ihre phänomenologischen Tableaus enthalten zwar immer wieder interessante Einträge. Über weite Strecken stellen sie aber nur neue Skalierungen zur Vermessung städtischer Wirklichkeit dar, die unser Verständnis für das Zusammenwirken baulicher und gesellschaftlicher Prozesse nicht erhellen können.

Ohne kontinuierliche wirtschaftliche Entwicklung sind Städte nicht überlebensfähig. Die ehemals stolzen Zentren der Montan- und Stahlindustrie Europas lieferten dramatische Belege dafür, wie wirtschaftlicher Verfall die bauliche und mentale Substanz blühender Städte zersetzt.

Vor diesem Hintergrund besteht für die europäischen Städte heute auch gar keine Alternative dazu, sich dem internationalen Standortwettbewerb zu stellen. Aus wirtschaftswissenschaftlicher Perspektive sind die Chancen dabei aber durchaus intakt. Professor Softwedel vom Institut für Weltwirtschaft in Kiel präsentierte im letzten Vortrag der Tagung einige empirische Belege dafür, dass Städte auch im Internetzeitalter attraktive Wirtschaftsstandorte bleiben – allen Unkenrufen zum Trotz. Zwar sind Städte heute immer weniger Stätten physischer Produktion. Dafür fungieren sie als Orte des Wissens und Schaltzentralen der Kontrolle und der Macht. Städte ermöglichen nämlich die für Innovationsprozesse und Geschäftsalltag so unverzichtbaren «face to face»-Kontakte, sie versammeln unterschiedlichste Kompetenzen auf engstem Raum und sie gewährleisten einen effizienten Zugang zu internationalen Verkehrsverbindungen. Leider war dieser wichtige Faktenkatalog von planerischen und städtebaulichen Schlussfolgerungen begleitet, die nur die bekannten Voten für Deregulierung und Liberalisierung der Bau- und Planungsgesetzgebung variierten. So standen sich die Stadt der Ökonomen und die Stadt der Architekten reichlich unverwandt gegenüber.

Martin Hofer von Wüest & Partner nahm schliesslich die Aufgabe eines Resümee's auf sich. Den gemeinsamen Nenner der Vorträge erkannte er in einem entschiedenen Plädoyer für Urbanität. Daraus aber Schlüsse für die Schweiz zu ziehen, schien ihm kaum möglich, da hierzulande keine pulsierenden städtischen Zentren, sondern die Monotonie verstädterter Räume vorherrsche. Indes lieferte die Schweiz für Hofer einen Beleg dafür, wie der Städtebau der ersten Nachkriegsjahrzehnte, beinahe zum Tod der Stadt geführt habe. Man mochte Hofer in vielen Teilen seiner Kritik an der funktionalen Entflechtung folgen. Sein vernichtendes Gesamturteil über die Moderne ist aber sicherlich zu krass ausgefallen, nicht zuletzt weil es den Einfluss dieser Konzepte auf die Siedlungsentwicklung überschätzt. Wenn Hofer abschliessend die Wendung

gebrauchte, nicht das Bühnenbild sei entscheidend, sondern das Stück, das darauf gespielt werde, betonte er selbst die Kontingenz zwischen den räumlichen und gesellschaftlichen Realitäten einer Stadt, die eben keine einfachen Erklärungen zulassen.

Inwiefern vermochte nun die Tagung zur Klärung der aufgeworfenen Fragen nach der städtischen Identität, ihren Trägern und ihren Potentialen beizutragen? Anregungen und Einsichten gab es viele. Nur vermisste man den gemeinsamen Rahmen, in welchem sich die verschiedenen Beiträge hätten zu einem Panorama zusammenfügen lassen. Wer darin einfach «business as usual» von wissenschaftlichen Tagungen zu erkennen meint, urteilt vorschnell und wird gleichzeitig der Veranstaltung in keiner Weise gerecht. Die Gründe liegen im Prinzipiellen: Diskurse und Theorien sind die Scheinwerfer, mit welchen unser Denken die Städte beleuchtet. Eine Vervielfachung disziplinärer Lichtkegel reicht aber nicht aus, unser Verständnis im erforderlichen Masse zu verbessern. Solange beispielsweise grössere Ungereimtheiten zwischen den verschiedenen Begriffssemantiken oder geringe Kompatibilitäten bei den verwendeten Methoden und Theorieansätzen bestehen, bleibt im Normalfall auch Interdisziplinarität aus. So wurde im Meridiansaal der Sternwarte einmal mehr der tiefe Graben ersichtlich, der architektonisch-urbanistische Betrachtungsweisen und sozial- und geisteswissenschaftliche Zugänge zur Stadt nach wie vor trennt. Die Materialität der europäischen Stadt und ihre kulturell und historisch geprägte sozioökonomische Wirklichkeit haben in der wissenschaftlichen Debatte noch nicht in der Weise zu einander gefunden, dass sich daraus für die Architektur und den Städtebau Schlussfolgerungen ziehen liessen. Dazu bedarf es methodischer Innovationen und der Bereitschaft, ungewohnte Wege zu gehen. Dann lässt sich auch in einer Zeit, in welcher Raumgebilde den Planeten bedecken, die nicht wenige als Siegeszug der Stadt missdeuten, das einmalige Erbe der europäischen Stadt aktualisieren. Angelus Eisinger